

Die Doppeldeutigkeit des Begriffs *Bild* suggeriert jedoch, dass sich das innere Bild von einem äußeren Bild und materiellen Träger nicht unbedingt trennen lässt. Nach Belting ist kein Bild körperlos, sondern benötigt ein »Trägermedium«.⁵⁶ Auch für Tom Mitchell können innere Bilder (*images*) nur in einem materiellen Träger (*pictures*) erscheinen. Das Verhältnis beider denkt Mitchell als Verkörperung, bei der Gemälde und Statuen, aber auch Texte, Erzählungen und Erinnerungen Verkörperungen von *images* werden können.⁵⁷ Zwar wird mit den Begriffen »Trägermedium« und »Verkörperung« die Verschränkung von imaginären und materiellen Bildern betont, jedoch versteht Mitchell diese Verschränkung als einen Prozess, bei dem das Imaginäre und Mediale voneinander unabhängig bleiben. So bilden *images* und *pictures* zwei Entitäten, die sich nicht bedingen, sondern zueinander hinzugefügt werden können. Das *image* bleibt von seinem materiellen Träger abgelöst, es kann »vom konkreten Bild (*picture*) abgehoben, in ein anderes Medium transferiert, ja sogar in eine sprachliche Ekphrasis übersetzt werden«.⁵⁸ Damit aber zerfällt die Phantasie erneut in die Dichotomie von Sinnlichkeit und Denken und bleibt in ihrer ambivalenten und gleichzeitig medialen Funktion unergründet. Ihr medialer Ursprung hält erst mit dem Begriff des *Imaginären* Einzug in die Forschung.

1.2 Medialität des Imaginären

Seitens der Philosophie, Psychologie und Phänomenologie vollzieht sich mit dem Begriff des Imaginären im 20. Jahrhundert ein Perspektivwechsel: Das Imaginäre wird nicht mehr als ein inneres subjektives Vermögen verstanden, sondern als Effekt kultureller und symbolischer Strukturen. Nicht ein Subjekt und eine in ihm verortete Kraft bringen das Imaginäre hervor, sondern es entsteht aus bestimmten medialen Bedingungen.

56 Hans Belting: »Die Herausforderung der Bilder«, in: Ders. (Hg.): *Bilderfragen*, München 2007, S. 13.

57 William J.T. Mitchell: *Bildtheorie*, Frankfurt a.M. 2008, S. 285.

58 Ebd.

Der Fokus verschiebt sich somit von der Imagination als Vermögen auf die Art und Weise ihrer Handlung und Manifestation, von ihrer Funktion *als* Medium zu einer erst *in* und *durch* Medien bedingten Existenzweise. Im Unterschied zum *Als* betont das *Durch* einen Modus, durch den überhaupt erst *etwas als etwas* und die Beziehung *von etwas* bestimmt und modelliert werden können. Erst »*durch* (dia/per) ein Anderes«, so Dieter Mersch, kann »etwas *als etwas*« realisiert werden.⁵⁹ In den Fokus rückt also die mediale Bedingung der Imagination. Wichtige Theorien zu dieser Verschiebung kommen von Jacques Lacan, Cornelius Castoriadis, Wolfgang Iser und Karl Ludwig Pfeiffer, die im Folgenden skizziert und kritisch beleuchtet werden.

Das Imaginäre geht aus der Struktur des Bildes hervor (Lacan)

Ein medial bedingtes Imaginäres verschiebt das Verhältnis zwischen Subjekt und Imagination. Geht die erkenntnisphilosophische Sichtweise noch von einem Ich aus, das innere Bilder produziert, ist in der Bildtheorie Jacques Lacans entscheidend, dass sich ein Ich erst von einem Imaginären aus konstituiert. Lacan thematisiert das Imaginäre in seinen Ausführungen zum Bild, besonders zum »Spiegelstadium«, in dem sich das Kleinkind zum ersten Mal im Spiegel erkennt. Die erste Beziehung des Kleinkindes zu sich selbst stellt sich folglich über den äußeren medialen Träger des Spiegelbildes her und ist somit eine »imaginäre Beziehung«.⁶⁰ Das Spiegelbild zeigt dem Kleinkind eine ganzheitliche Gestalt seines eigenen Körpers, dessen Ganzheit das Kind jedoch noch nicht an sich selbst erfährt. Es eröffnet somit eine imaginäre Dimension, da es dem Kind die Illusion einer körperlichen Ganzheit vermittelt und ihm dadurch eine verfrühte »imaginäre Beherrschung

59 Dieter Mersch: »Wozu Medienphilosophie? Eine programmatische Einleitung«, in: Ders., Michael Mayer (Hg.): Internationales Jahrbuch für Medienphilosophie, Band 1, Heft 1, Einschnitte: Zur Genesis und Geltung medienphilosophischer Reflexionen, Berlin, München, Boston 2015, S. 28.

60 Jacques Lacan: Freuds technische Schriften. Das Seminar. Buch I, Weinheim, Berlin 1990 [1953/54], S. 354.

seines Körpers« verschafft.⁶¹ Erst durch diese bildliche Antizipation einer einheitlichen Körpergestalt konstituiert sich nach Lacan das Ich. Das Körperbild ermöglicht dem Subjekt »das zu situieren, was Ich ist, und das, was es nicht ist.«⁶² Die »Instanz des *Ich* (moi)« entsteht folglich auf einer »fiktiven Linie«, die das Subjekt von da an für immer begleitet.⁶³ Die imaginäre ganzheitliche Form des Spiegelbildes ist nach Lacan somit nicht Abbild, sondern »Urbild«⁶⁴ des Körpers und damit »eher *bestimmend* als bestimmt«⁶⁵. Erst als Bild von einem Ich erfährt sich das Kind als Einheit und Identität. Dieses *Bild* des eigenen (einheitlich erscheinenden) Körpers, und nicht etwa das *Erleben* des eigenen (zerstückelt erscheinenden) Körpers, bestimmt fortan das Selbstbild des Ich. Das Imaginäre erzeugt somit die psychische Realität des Kindes und kann daher als eine performative Kraft bezeichnet werden.⁶⁶

Gleichwohl bemerkt Lacan, dass dieses Imaginäre nicht nur eine Einheit von Ich und Spiegelbild stiftet, sondern auch eine Entfremdung in den Selbstbezug des Kindes einbringt. Das Kind erkennt sich durch den Blick in den Spiegel nicht nur wieder, sondern erlebt auch eine Diskrepanz zwischen seinem noch unentwickelten Körper und dem ganzheitlichen Körperbild. Diese Fremdheitserfahrung erscheint dem Ich fortan »regelmäßig in den Träumen«⁶⁷ in Form von Phantomen und Zerstückelungsphantasien. Das Bild im Spiegel, und nicht etwa ein inneres Vermögen, wird so zur »Schwelle der sichtbaren Welt«, über die die *Imagines* schreiten und in Träumen und Halluzinationen

61 Ebd., S. 105.

62 Ebd.

63 Jacques Lacan: »Das Spiegelstadium als Bildner der Ichfunktion, wie sie uns in der psychoanalytischen Erfahrung erscheint (1949)«, in: Schriften I, Weinheim, Berlin 1996 [1949], S. 64.

64 Lacan: Freuds technische Schriften, a.a.O., S. 219.

65 Lacan: »Das Spiegelstadium als Bildner der Ichfunktion«, in: Schriften I, a.a.O., S. 64.

66 Vgl. Susanne Lüdemann: Metaphern der Gesellschaft. Studien zum soziologischen und politischen Imaginären, München 2004, S. 55.

67 Lacan: »Das Spiegelstadium als Bildner der Ichfunktion«, in: Schriften I, a.a.O., S. 67.

als »*Imago des eigenen Körpers*« wieder auftauchen.⁶⁸ Das Spiegelbild ist somit beides: einerseits Identifikation, erkennbares Abbild und andererseits, durch das Aufzeigen einer ganzheitlichen Form und Gestalt, immer schon anders als das Ich, entfremdend. Diese Doppelung von Abbild und imaginärer Einheit einerseits und den einfallenden Zerstückelungen im Traum andererseits versucht Lacan mit dem Begriff des »Phantasma« zu fassen. Das Phantasma ist zugleich Bild und »Schirm [...], dessen Funktion es ist, ein absolutes Erstes, [...] jedem Zugriff zu entziehen.«⁶⁹ Es vertritt und verbirgt »das Reale«, das bei Lacan das Erfasstwerden durch den Blick, aber auch »Halluzinationen und die traumatischen Träume« umfasst und damit »sowohl ein Äußeres wie auch ein Inneres« sein kann.⁷⁰ Lacans Annahme eines präexistenten Realen in Form des Blicks oder der traumatischen Träume durchbricht »die imaginäre Vorstellung«, das Subjekt stehe seinen Gegenständen gegenüber und könne sie als etwas, das vorgestellt wird, bestimmen.⁷¹ Vielmehr betont Lacan die Widerfahrnis des Realen, das »der Symbolisierung absolut widersteht«⁷² und in das Imaginäre und Phantasmatata verwickelt sind. Sowohl Reales als auch Imaginäres tragen zum Verständnis der Wirklichkeit des Subjekts bei und sind konstitutiv für sein Realitätsempfinden.

Das Potenzial von Lacans Theorie des Imaginären besteht darin, das Subjekt als den Ursprungsort der Imagination in Frage zu stellen und an dessen Stelle das bildliche Medium zu setzen, durch welches das Imaginäre wirksam wird und das Subjekt affiziert. Indem Lacan dieses bildliche Medium jedoch primär als Spiegelbild versteht und es auf seine

68 Ebd., S. 65.

69 Jacques Lacan: Die vier Grundbegriffe der Psychoanalyse. Das Seminar. Buch XI, Berlin, Wien 2014 [1964], S. 66.

70 Dylan Evans: Wörterbuch der Lacanschen Psychologie, Wien 2002, S. 252.

71 Claudia Blümle, Anne von der Heiden: »Einleitung«, in: Dies. (Hg.): Blickzählung und Augentäuschung. Zu Jacques Lacans Bildtheorie, Zürich, Berlin 2005, S. 21.

72 Lacan: Freuds technische Schriften, a.a.O., S. 89.

»Form« und »Gestalt«⁷³ reduziert, bleibt das Imaginäre einer bildlichen Gestalt und Form zugeordnet, die die Möglichkeitsvielfalt des Imaginären unterlaufen, welche, so lässt sich hier zunächst vermuten, mit der Möglichkeitsdimension des Mediums zusammenhängt. Cornelius Castoriadis wird diesen Aspekt bei Lacan kritisieren, indem er das Imaginäre von seiner Bedeutung als Entität eines Spiegelbildes auf die Bedeutung einer »Organisationsweise« verschiebt, die amorph und an keine bestimmte Form oder Gestalt gebunden ist, sondern aus der feste Formen und Gestalten überhaupt erst hervorgehen.

Das Imaginäre liegt Symbolen zugrunde (Castoriadis)

Auch bei Cornelius Castoriadis hat das Imaginäre eine konstitutive Funktion, zu dessen Erzeugungen er vor allem gesellschaftliche Institutionen zählt. Anders als Lacan wendet sich Castoriadis jedoch gegen die Vorstellung, das Imaginäre hätte es mit einem »Bild im Spiegel« oder überhaupt einem »Bild von etwas« zu tun:

Das Imaginäre geht nicht vom Bild im Spiegel oder im Blick des anderen aus. Vielmehr ist der ›Spiegel‹ selbst, seine Möglichkeit, der andere als Spiegel, erst Wirkung des Imaginären, das eine Schöpfung *ex nihilo* ist. [...] Das Imaginäre, von dem ich spreche, ist kein Bild *von*. Es ist unaufhörliche [...] Schöpfung von Gestalten/Formen/Bildern, die jeder Rede *von* ›etwas‹ zugrundeliegen.⁷⁴

Mit seinem Fazit, dass das Imaginäre etwas überhaupt erst »als Spiegel« konstituiere, berührt Castoriadis das Potenzial des Imaginären, sein Erscheinungsmedium selbst mitzubestimmen, indem es Dingen oder Personen vermittelnde Eigenschaften verleiht. An dem Punkt, an dem etwas *als* etwas anderes erscheint oder etwas *als* etwas Bestimmtes umfunktioniert wird, wie wenn etwas »als Spiegel« dient oder, so ein anderes

73 Lacan: »Das Spiegelstadium als Bildner der Ichfunktion«, in: Schriften I, a.a.O., S. 64.

74 Cornelius Castoriadis: Gesellschaft als imaginäre Institution. Entwurf einer politischen Philosophie, Frankfurt a.M. 1984, S. 12.

Beispiel von Castoriadis, wenn ein Mensch »als Ding«⁷⁵ behandelt wird, kreuzen sich Imaginäres und Mediales. Das Imaginäre übernimmt dann die Funktion, die sonst dem Medialen zugeschrieben wird: Es stiftet die Relation zwischen zwei Elementen (etwas *als* etwas) oder verschiebt diese innerhalb der Wahrnehmung (zu etwas *als* etwas anderes).⁷⁶ Das Imaginäre geht nach diesen Überlegungen der Konstitution von Bestimmtheit und Relation voraus.

Das Imaginäre erschöpft sich für Castoriadis damit auch nicht in bestimmten Gestalten oder Formen, sondern beim Imaginären handelt es sich um einen nicht greifbaren, gestaltlosen und nicht still stehenden »Vorstellungsstrom«,⁷⁷ einen »unerschöpfliche[n] Vorrat an Andersheit«.⁷⁸ Es gleicht einem »Magma«, einer »nicht-mengenförmige[n] Organisationsweise einer Mannigfaltigkeit«.⁷⁹ Im Imaginären gibt es weder feste voneinander getrennte Einzelheiten noch pures »Chaos«, sondern Castoriadis spricht von »Knotenpunkte[n]«, »Gesteinsbrocken« oder »Zonen«, in welchen das Imaginäre sich nur temporär verfestigt und nicht zum Stillstand komme. Das Magma »hebt und senkt sich unablässig, verflüssigt das Feste und verfestigt, was beinahe nichts war.«⁸⁰ Ähnlich der Beschaffenheit von Magma ist das Imaginäre für Castoriadis eine stets aktiv an Auflösung und Formung beteiligte Kraft, die gleichzeitig Auflösung und Ursprung von neuen gesellschaftlichen Institutionen ist. Durch ihre imaginäre Konstitution bleiben festgewordene Gesellschaftsformen stets auflös- und veränderbar, wobei ihre Umformungen und die daraus resultierenden neuen gesellschaftlichen Institutionen nicht vorhersehbar und restlos auf das Imaginäre rückführbar sind. In seiner Unbestimmtheit und unerschöpflichen Vielfalt

75 Ebd., S. 271.

76 Das Mediale setzt zwei Elemente »auf eine bestimmte Weise zueinander in Beziehung«, es ist der »spezifische Austrag ihrer Relationalität«. Mersch: »Philosophien des Medialen«, in: Schweppenhäuser (Hg.): Handbuch der Medienphilosophie, a.a.O., S. 19.

77 Castoriadis: Gesellschaft als imaginäre Institution, a.a.O., S. 554.

78 Ebd., S. 605.

79 Ebd., S. 310.

80 Ebd., S. 409.

kann das Imaginäre sich so auch nie zeigen oder zur Gänze aus seinen Produkten abgeleitet werden. Damit deutet Castoriadis eine Negativität am Imaginären an, durch die das Imaginäre stets entzogen bleibt und sich jedem Zugriff verschließt. In dieser Betonung eines Imaginären, das sich nicht in festen Gestalten erschöpft oder aus diesen restlos abgeleitet werden kann, sondern vielmehr eine plastische Kraft der Auflösung und Formung ist, liegt Castoriadis' wichtige Erweiterung des Lacan'schen Begriffs des Imaginären.

Ein amorphes Imaginäres bedeutet für Castoriadis jedoch nicht, dass das Imaginäre auf die Gestalten des Symbolischen verzichten kann. Im Gegenteil: Aufgrund ihres ungreifbaren und fließenden Wesens benötige dieses *magmatische* Imaginäre die »stabilen Gestalten«⁸¹ des Symbolischen zwingend, »nicht nur um sich ›auszudrücken‹ – das versteht sich von selbst –, sondern um überhaupt zu ›existieren‹, um etwas zu werden, das nicht mehr bloß virtuell ist.«⁸² Keine imaginäre Produktion – ob Traum, Halluzination oder Phantasma – entgehe einer symbolischen Verkörperung, dessen materieller Träger gerade keine »neutrale Hülle«⁸³ sei, von dem die imaginären Bedeutungen »frei ablösbar« wären«, vielmehr könnten »nur im und durch das Sein und Sosein eines solchen ›Trägers‹ [...] jene Bedeutungen sein und so sein, wie sie sind.«⁸⁴ Indem Castoriadis das »Sosein« des Trägers für die Konstitution des Imaginären betont, nähert er sich einem performativen Begriff des Medialen an, der seine Inhalte mit konstituiert. Gleichzeitig jedoch bezeichnet Castoriadis das Imaginäre als eine »elementare und nicht weiter zurückführbare Fähigkeit, ein Bild hervorzurufen«.⁸⁵ Einzelne Vorstellungsbilder, die Castoriadis das »aktuelle Imaginäre« oder »sekundäre Imaginäre« nennt,⁸⁶ entstehen erst aus diesem »radikalen

81 Ebd., S. 347.

82 Ebd., S. 218.

83 Ebd., S. 201.

84 Ebd., S. 583.

85 Ebd., S. 218.

86 Ebd.

Imaginären«, das noch »jeder *aisthesis* und jedem *logos*« vorausgeht.⁸⁷ Castoriadis verfolgt somit parallel die Annahme eines vom Symbolischen unabhängigen Imaginären, das sich sein »Fleisch« lediglich »erborgt«⁸⁸ und sich in symbolischen Trägern nachträglich »materialisiert«⁸⁹. Weder ist das Imaginäre aus der sinnlichen Wahrnehmung abgeleitet – es ist nicht »Widerspiegelung oder Abbild der Realität«⁹⁰ – noch aus symbolischen Trägern konstituiert – es geht ihnen voraus –, sodass bei Castoriadis der dichotome Begriff eines Imaginären durchscheint, der das Imaginäre als Innerlichkeit begreift, die sich erst nachträglich in einem Äußeren »ausdrücken«⁹¹ muss und deren Herkunftsort (weder Wahrnehmungen noch Symbole) unklar bleibt.⁹² Die Verkörperung in einem Materiellen und Wahrnehmbaren bleibt dem Imaginären nachgelagert und hat keinen Einfluss auf seine Entstehung. Wenn aber das Imaginäre weder aus der Wahrnehmung noch aus den Symbolen entsteht, bleibt unklar, woher das »radikale Imaginäre« seine unerschöpfliche Potenzialität beziehen soll. Das Imaginäre bliebe dann eine rein negative Figur, ohne Anstoß und ohne Möglichkeitsraum der sinnlichen Wahrnehmung, aus der folglich nichts entstehen könnte. Castoriadis vernachlässigt somit die bei Lacan stark gemachte Entfremdung im bildlichen Medium, die andeutet, dass Verkörperungsprozesse ihre Gegenstände gleichzeitig verändern und damit mit konstituieren, Imaginäres also immer schon heteronom ist. Ein radikales Imaginäres, das autonom und aus sich heraus wirkt, wäre dann anzuzweifeln.⁹³ Auch wenn Castoriadis das Imaginäre nicht als Abbild oder Repräsentation versteht und die symbolische, materielle Komponente des Imaginären betont, entgeht ihm die performative Dimension des Mediums, die das

87 Ebd., S. 555.

88 Ebd., S. 273.

89 Ebd., S. 583.

90 Ebd., S. 241.

91 Ebd., S. 191.

92 Vgl. hierzu auch Lüdemann: Metaphern der Gesellschaft, a.a.O., S. 52f.

93 Vgl. ebd., S. 29.

Imaginäre mit austrägt. In der Nachfolge von Castoriadis, in den Theorien des Imaginären von Wolfgang Iser und Karl Ludwig Pfeiffer, bleibt das Problem einer impliziten Innerlichkeit des Imaginären bestehen. Jedoch nehmen beide zunächst an, dass das Mediale das Imaginäre nicht nur austrägt, sondern konstitutiv mitbestimmt.

Imaginäres und Fiktives (Iser)

Wolfgang Iser verlegt die Analyse des Imaginären von den gesellschaftlichen Formen und Symbolen auf die Medialität, Struktur und Prozesse des Literarischen bei der Hervorbringung eines Imaginären. Auch nach Iser ist ein Medium für die Existenz eines Imaginären notwendig, denn es bringt »Imaginäres zur Wirksamkeit«⁹⁴:

Das Imaginäre ist kein sich selbst aktivierendes Potenzial, sondern bedarf der Mobilisierung von außerhalb seiner [...]. Daraus folgt: dem Imaginären eignet keine Intentionalität, vielmehr wird es erst mit einer solchen durch die jeweils erfolgte Inanspruchnahme aufgeladen.⁹⁵

Wie schon Castoriadis betont auch Iser, dass das Medium nicht einfach ein neutraler Träger sei, in welchem das Imaginäre lediglich erscheine, sondern dass es das Imaginäre im Erscheinen ausrichte:

Deshalb braucht das Imaginäre ein Medium – nicht allein, um überhaupt zu erscheinen, sondern um im Erscheinen das zu bewerkstelligen, was durch das Medium in das Imaginäre zum Zweck seiner intentionalen Mobilisierung hineingetragen wurde.⁹⁶

Dabei kommt Iser auf die mediale Besonderheit zu sprechen, das Erscheinende im Erscheinen zugleich zu verändern. In einem »Akt des Fingierens«, zu dem Iser Wiederholungen, Prozesse des Selektierens

94 Iser: Das Fiktive und das Imaginäre, a.a.O., S. 291.

95 Ebd., S. 377.

96 Ebd., S. 400.

und Kombinierens von Material sowie die Selbstanzeige des Fiktionalen zählt,⁹⁷ richtet das Medium des fiktionalen Textes das Imaginäre »für etwas Bestimmtes zu und gibt ihm dadurch Form.«⁹⁸ Dadurch herrscht ein »dialektisches Verhältnis« zwischen dem Fiktiven und Imaginären: Das Medium prägt »die Form der Erscheinung« des Imaginären, es perspektiviert es, gleichzeitig aber sichert es dem Imaginären allererst »in solcher Perspektivierung das Erscheinen«.⁹⁹ Das Imaginäre könne somit nur in einem Medium erscheinen, durch welches es jedoch bereits verändert werde. Iser betont hier die notwendige mediale Vermittlung des Imaginären und den medienspezifischen Einfluss (fiktionale Perspektivierung) auf das Imaginäre, sodass sich ein rein Imaginäres und ein rein Mediales nicht eindeutig voneinander trennen lassen. Dabei nimmt nicht nur das Mediale Einfluss auf das Imaginäre, sondern auch umgekehrt, es ist ein »wechselseitiges Verändern«. Tritt das Imaginäre in Gestalten wie Wahrnehmungen, Vorstellungen, Träumen und Halluzinationen »in eine erfahrbare Existenz«, ¹⁰⁰ verändert es diese mit: »So sehr die genannten Komponenten Imaginäres zur Gestalt seines Erscheinens erwecken, so unverkennbar erfahren sie ihrerseits eine Veränderung, wann immer sie Imaginäres mobilisieren.«¹⁰¹ Gleichzeitig sind diese Produkte, zu denen Iser neben Träumen und Wahrnehmungen auch die literarische Fiktion zählt, »nicht ausschließlich Erzeugnisse des Imaginären.«¹⁰² Iser formuliert hier die Einsicht, dass Imaginäres und Mediales zwar miteinander verzahnt sind, aber nicht zusammenfallen. Die mediale Gestalt ist genauso wenig vollständig auf ein Imaginäres rückführbar, wie das Imaginäre sich nicht restlos in einem Medium verkörpern lässt. Das Imaginäre, so hat auch Castoriadis es gezeigt, lässt sich nicht abbilden oder in einem konkreten

97 Vgl. ebd., S. 18–60.

98 Wolfgang Iser: »Das Imaginäre: Kein isolierbares Phänomen«, in: Ders., Dieter Henrich (Hg.): Funktionen des Fiktiven, München 1983, S. 485.

99 Ebd., S. 484.

100 Iser: Das Fiktive und das Imaginäre, a.a.O., S. 314.

101 Ebd., S. 315.

102 Ebd.

Bild oder einer symbolischen Bedeutung identifizieren. Genauso wenig kann es aus dem, was ist, vollständig abgeleitet werden. In beiden liegt eine Möglichkeitsvielfalt, die zu keiner gegenseitigen Deckung kommt. Weder ist das Imaginäre für Iser eine selbsttätige Kraft (es bedarf zu seiner Mobilisierung eines Mediums) noch lösen sich Imaginäres und Mediales ineinander auf. Iser betont stattdessen die Differenz beider und ihr wechselseitiges Verändern. Dennoch findet sich bei ihm, wie auch schon bei Castoriadis, der Begriff eines Imaginären wieder, der noch vor einer medialen Verkörperung existiert und damit erst nachträglich von einem Medium ausgetragen und ausgerichtet wird. So ist das Imaginäre bereits etwas mit eigenen Wesensmerkmalen, es ist »diffus, formlos, unfixiert«,¹⁰³ und wird »aus diffuser Gegebenheit in eine bestimmte Gestalt überführt«,¹⁰⁴ d.h. erst sekundär in die Form des fiktionalen Textes versetzt. Und auch die Rede davon, dass »Imaginäres immer nur in Produkten – wie in Wahrnehmung, Vorstellung, Traum etc. – faßbar«¹⁰⁵ werden kann, impliziert die Vorstellung eines materiellen Imaginären, das noch vor einer solchen Überführung in die symbolischen Formen existiere. Das Imaginäre ist nach Iser zwar erst *in* einem Medium fassbar, doch *etwas in etwas* geht von bereits gegebenen Elementen aus und erkennt die performative Dimension des *durch* und dessen Aspekt der Widerfahrnis. Die Imagination nimmt bei Iser somit eine doppelte Rolle ein, sie »ist dem voraus, was ist, wenngleich sie sich nur in dem, was ist, zu zeigen vermag.«¹⁰⁶

Imaginäres als Effekt des Mediums (Pfeiffer)

Dass das Imaginäre und Mediale zusammengehören, hebt auch Karl Ludwig Pfeiffer hervor. In seiner Ausarbeitung einer medialen Anthropologie, betont Pfeiffer, dass die gesamte Erfahrung des Menschen

103 Ebd., S. 21.

104 Ebd., S. 22.

105 Ebd., S. 315.

106 Ebd., S. 294.

»medial verfasst« sei und somit durch Medien geprägt und »inszeniert«¹⁰⁷ werde. Nur in dieser medialen Form sei subjektive Erfahrung gegeben, weswegen es sich immer auch um »»Fiktionale« Erfahrung«¹⁰⁸ handle. Am Beispiel des amorphen Unbewussten verdeutlicht Pfeiffer seine These:

Um eindeutige, konkrete Formen anzunehmen, absorbiert das Unbewußte (vor allem ästhetische) Bilder und Vollzüge, welche die Medien der Kultur hervorbringen. [...] Das amorphe Begehren muß »geködert«, sozusagen in geliehene Kostüme eingekleidet, insofern fiktionalisiert werden, um artikulierbare Gestalt zu gewinnen.¹⁰⁹

Erst Medien, insbesondere Medienkonfigurationen, worunter Pfeiffer so Verschiedenes versteht wie griechische Tragödien, Opern und körperliche Inszenierungen im Sport,¹¹⁰ geben den Erfahrungen eine »Form«: »Was immer Bedürfnisse »wirklich« sein mögen, sie brauchen »Masken«, d.h. Medien und von ihnen getragene Entäußerungsprozesse, durch die sie in ästhetisch prägnanter Form »erscheinen« können.«¹¹¹ Bedeutung geht nach Pfeiffer erst von dem Medium aus und ist bei phänomenalen Erscheinungen »ein zu erfahrender Effekt.«¹¹² Nicht also *gibt* es einfach ein Imaginäres, sondern es wird medial *hervorgebracht*. So sind »Figuren des Imaginären (Archetypen, Stereotypen u.a.) nicht gegeben, sondern Varianten hochvermittelter Produkte.«¹¹³ Wie schon Iser und Castoriadis betont auch Pfeiffer die Notwendigkeit des Medialen für imaginäre Vollzüge. Die Imagination ist auf Medien angewiesen

107 Karl Ludwig Pfeiffer: *Das Mediale und das Imaginäre. Dimensionen kultur-anthropologischer Medientheorie*, Frankfurt a.M. 1999, S. 39.

108 Ebd., S. 59.

109 Ebd., S. 60.

110 Ebd., S. 12f.

111 Ebd., S. 175f.

112 Ebd., S. 285.

113 Ebd., S. 54.

und kein nur geistiges Vermögen des Menschen.¹¹⁴ Doch auch Pfeiffer bleibt einem Begriff des Imaginären verpflichtet, der unabhängig von Medien existiert. So spricht er etwa davon, dass Medien »imaginäre und reale Effekte aufeinander«¹¹⁵ beziehen würden oder dass sie bestimmte Konstellationen seien, in denen »imaginäre [...] Schichten menschlichen Verhaltens signifikante Formen angenommen haben.«¹¹⁶ Auch bei Pfeiffer findet sich also ein Begriff des Imaginären, der primär ist und erst sekundär in einem Medium geformt oder auf Reales bezogen wird. Gleichzeitig verfolgt er das andere Extrem, indem er das Imaginäre als reinen »Effekt« von Medien versteht und somit ein Medienapriori andeutet.

Die Erkenntnisse von Lacan, Castoriadis, Iser und Pfeiffer sind von großem Wert, weil sie die mediale Bedingtheit der Imagination, ihre Existenz im Materiellen betonen und die Imagination von einer an der Wahrheit der Wahrnehmungen gemessenen Funktion als Abbild befreien. Gleichzeitig bleibt diese Beziehung des Imaginären zu einem medialen Träger selbst noch dichotom, indem von einem Ausdrucks-geschehen eines immateriellen Imaginären in einem materiellen Körper die Rede ist oder aber umgekehrt ein Medienapriori vermutet wird, bei dem Imaginäres zum Effekt eines vorgelagerten Mediums wird. Trotz der den Theorien gemeinsamen Bemühung, die Dichotomie von Imaginärem und Medialem aufzubrechen, wird hier ein Begriff des Imaginären impliziert, der unabhängig von einem Medium gegeben ist, der sich also entweder nachträglich in einem Medium ausdrückt oder aber umgedreht lediglich als dessen Effekt verstanden wird. Dieses Ausdrucksverhältnis kann mit dem Begriff des Performativen hinterfragt werden. Die Theorien des Performativen erlauben es, die Verkörperung und den Ausdruck als Akt zu denken, in welchem der Gegenstand, der ausgedrückt wird, durch die mediale Verkörperung

114 Vgl. Karl Ludwig Pfeiffer: »Medienbilder, Sportrituale und das Imaginäre«, in: Bernd Hüppauf, Christoph Wulf (Hg.): Bild und Einbildungskraft, München 2006, S. 226–242.

115 Pfeiffer: Das Mediale und das Imaginäre, a.a.O., S. 54.

116 Ebd., S. 42f.

mitbestimmt wird. Imaginäres wäre dann weder ein rein Primäres, das seine Umgebungen und Bilder aus sich heraus konstruiere, noch nur ein rezeptiv aufgenommener medialer Effekt, sondern Medium der Erkenntnis, »Sichtbarmachung« und Kraft der »Präsentation«.¹¹⁷ Die Erweiterung der Theorien zum Imaginären um bildliche Medialität erlaubt es, Performativität, Medialität und Imagination zusammen zu denken. Imaginäres und Medialität können dann als Prozesse des Erscheinenlassens oder der Sichtbarmachung angesprochen werden. Wie wir noch sehen werden, lässt sich bei Hegel ein performativer Verkörperungsbegriff nachweisen, der im Wahrnehmbaren angesiedelt ist. Imagination existiert bei Hegel erst, wenn sie in einem anschaulichen Träger zur Erscheinung gebracht wird und gleichzeitig bringt sie durch die mediale Erscheinung selbst etwas zur Erscheinung.

1.3 Performativität medialer Verkörperung

Sämtliche Performativitätstheorien kritisieren die Idee der Repräsentation, der Ausdrucksbeziehung und der mit ihr einhergehenden Trennung von einem Wesen und seiner Erscheinung, bei der die Bedeutung hinter der Erscheinung liegt.¹¹⁸ Für die Performativitätstheorien befindet sich das Wesen nicht »hinter den Phänomenen«, sondern es »zeigt sich.«¹¹⁹ Ins Zentrum rücken so die Präsenz sinnlichen Daseins

117 Vgl. Emmanuel Alloa: »Phantasie. Aristoteles' Theorie der Sichtbarmachung«, in: Boehm u.a. (Hg.): *Imagination*, a.a.O., S. 104–107. Alloa spricht in diesem Zusammenhang auch von einer »medialen Phantasie« bei Aristoteles. Ebd., S. 103–107.

118 Vgl. Sybille Krämer: »Was haben ›Performativität‹ und ›Medialität‹ miteinander zu tun? Plädoyer für eine in der ›Aisthetisierung‹ gründende Konzeption des Performativen. Zur Einführung in diesen Band«, in: Dies. (Hg.): *Performativität und Medialität*, München 2004, S. 19.

119 Sybille Krämer: »Erfüllen Medien eine Konstitutionsleistung? Thesen über die Rolle medientheoretischer Erwägungen beim Philosophieren«, in: Stefan Münker, Alexander Roesler, Mike Sandbothe (Hg.): *Medienphilosophie. Beiträge zur Klärung eines Begriffs*, Frankfurt a.M. 2003, S. 89.